



KATE ELIZABETH RUSSELL wurde in Maine geboren und hat an der University of Kansas promoviert. Sie schreibt für verschiedene Magazine, und eine ihrer Erzählungen wurde für den renommierten Pushcart Preis nominiert. Ihr Debütroman *Meine dunkle Vanessa* ist ein internationaler Bestseller und stand auch in Deutschland auf der SPIEGEL-Bestsellerliste. Das Buch ist in rund 25 Ländern erschienen. Kate Elizabeth Russell lebt in Madison, Wisconsin.

Meine dunkle Vanessa in der Presse:

»Beklemmend gut.« *Donna*

»Ein #MeToo-Roman, so packend wie ein Thriller.« *Grazia*

»Ohne plump oder vordergründig zu werden, zeigt Russell, wie sehr das Lolita-Motiv die Popkultur geprägt hat.« *Der Spiegel*

Kate Elizabeth Russell

Meine dunkle Vanessa

Roman

Aus dem Englischen von
Ulrike Thiesmeyer

Die Originalausgabe erschien 2020
unter dem Titel *My Dark Vanessa*
bei Morrow.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

3. Auflage

Copyright © 2020 der Originalausgabe by Kate Russell
Copyright © 2020 der deutschsprachigen Ausgabe by Penguin Verlag
in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München

Redaktion: Uta Rupprecht

Umschlaggestaltung: bürosüd

Umschlagabbildung: Arcangel / Wojciech Zwolinski

Gesamtherstellung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-328-10898-6

www.penguin-verlag.de

Ich bin in Maine aufgewachsen und zur Schule gegangen – zunächst in die neunte und zehnte Klasse einer Privatschule, die ich aus persönlichen Gründen verlassen habe, und später habe ich dort am College studiert. Wegen der Ähnlichkeiten zwischen diesen äußeren Fakten und gewissen fiktionalen Elementen in Meine dunkle Vanessa könnten Leserinnen und Leser, die oberflächlich mit meinem Hintergrund vertraut sind, zu der irrigen Annahme gelangen, dass ich eine bisher geheime Geschichte erzähle. Das ist nicht der Fall; sämtliche Schauplätze, Handlungen und Figuren in diesem Buch sind frei erfunden.

Wer in den vergangenen Jahren die Nachrichten verfolgt hat, dürfte von Geschichten gehört haben, die dem Narrativ dieses Romans entsprechen, umgestaltet durch meine Fantasie. Verarbeitet habe ich darüber hinaus weitere Einflüsse, wie etwa die Traumatheorie, Popkultur und Postfeminismus der frühen Nullerjahre, und meine eigenen komplizierten Gefühle in Hinblick auf Nabokovs Lolita. So etwas entspricht dem normalen Ablauf fiktionalen Schreibens. Mit Nachdruck sei dennoch nochmals betont, dass nichts in diesem Roman als Schilderung tatsächlicher Geschehnisse intendiert ist. Von den eingangs erwähnten äußeren Parallelen abgesehen, wird hier weder meine eigene Geschichte noch die Geschichte meiner Lehrer oder anderer mir bekannter Personen erzählt.

*Für die Dolores Hazes und Vanessa Wyes im wirklichen Leben,
deren Geschichten noch nicht gehört, geglaubt und verstanden worden sind.*

2017

Ich mache mich für die Arbeit fertig, und der Post steht seit acht Stunden im Netz. Während ich mein Haar mit dem Lockenstab bearbeite, aktualisiere ich die Seite. Bisher 224 Mal geteilt und 875 Likes. Ich schlüpfe in meinen Hosenanzug aus schwarzem Wollstoff, aktualisiere noch einmal. Ich taste unter der Couch nach meinen flachen schwarzen Schuhen, aktualisiere. Stecke das goldene Namensschild ans Revers, aktualisiere. Jedes Mal erhöhen sich die Zahlen, und die Kommentare vervielfachen sich.

Du bist so stark.

Du bist so tapfer.

Was für ein Monster kann einem Kind so etwas antun?

Ich rufe die letzte SMS auf, die ich vor vier Stunden an Strane geschickt habe: Und, bei dir alles klar? Er hat noch nicht geantwortet, hat die SMS noch nicht mal gelesen. Ich tippe eine weitere Nachricht: Ich bin hier, falls du reden willst, ehe ich es mir anders überlege und den Text lösche. Stattdessen schicke ich nur eine Zeile voller Fragezeichen. Ich warte ein paar Minuten, versuche, ihn anzurufen, doch als bei ihm nur die Mailbox anspringt, stecke ich mein Handy ein und verlasse die Wohnung, ziehe die Tür mit einem Ruck hinter mir zu. Es besteht kein Grund, mich derart zu engagieren. Er hat dieses Durcheinander angerichtet. Es ist sein Problem, nicht meins.

Bei der Arbeit sitze ich am Concierge-Tresen in der Ecke der Hotellobby und gebe Gästen Tipps, wo sie hinfahren und was sie essen sollten. Es sind die letzten Touristen, die jetzt, gegen Ende der

Saison, bei uns Station machen, um sich das bunte Herbstlaub anzusehen, ehe Maine über den Winter den Betrieb einstellt. Mit gleichbleibendem Lächeln, das nicht ganz meine Augen erreicht, nehme ich für ein Pärchen, das sein Einjähriges feiert, eine Reservierung zum Abendessen vor und Sorge dafür, dass sie bei der Rückkehr auf ihrem Zimmer eine Flasche Champagner vorfinden. Eine solche Geste, die weit über das Übliche hinausgeht, ist die Art von Aufmerksamkeit, die mir ein gutes Trinkgeld einbringen wird. Ich rufe ein Taxi für eine Familie, die zum Flughafen will. Ein Geschäftsreisender, der jeden zweiten Montag bei uns im Hotel absteigt, bringt mir drei verschmutzte Hemden und fragt, ob sie über Nacht gereinigt werden könnten.

»Ich kümmere mich drum«, sage ich.

Der Mann grinst und zwinkert mir zu. »Sie sind die Beste, Vanessa.«

In der Pause sitze ich an einem leeren Schreibtisch im Back Office und starre auf mein Handy, während ich ein nicht mehr ganz frisches Sandwich verzehre, übrig geblieben vom Büfett einer Veranstaltung am Vortag. Wie unter Zwang rufe ich den Facebook-Post auf; ich kann die Finger nicht stillhalten, mein Blick huscht unermüdlich über das Display, registriert die steigende Anzahl der Likes und Shares, die zahlreichen Kommentare wie Du bist furchtlos, erzähl weiter deine Wahrheit, ich glaube dir. Während ich lese, blinken drei Pünktchen auf – jemand tippt einen Kommentar, genau in diesem Augenblick. Dann erscheint er wie von Zauberhand, eine weitere Botschaft der Stärke und Unterstützung, die mich veranlasst, mein Handy über den Tisch zu schieben und den Rest des altbackenen Sandwichs wegzuworfen.

Als ich eben wieder in die Lobby zurückwill, beginnt mein Handy zu vibrieren: Anruf von Jacob Strane. Ich melde mich mit einem Lachen, erleichtert, dass er lebt, dass er anruft. »Geht's dir gut?«

Einen Moment lang ist da nur Stille, und ich halte wie erstarrt inne, den Blick auf das Fenster geheftet, das auf den Monument Square hinausgeht, mit dem herbstlichen Bauernmarkt und den

Imbisswagen. Es ist Anfang Oktober, jene Zeit im Herbst, in der alles in Portland aussieht wie aus einem L.L.Bean-Katalog – Kürbisse und Kürbisflaschen, Krüge voller Apfelwein. Eine Frau in einem karierten Flanellhemd und Duck Boots überquert den Platz und lächelt das Baby an, das sie vor der Brust trägt.

»Strane?«

Er stößt einen tiefen Seufzer aus. »Du hast es wohl schon gesehen, nehme ich an.«

»Ja«, sage ich. »Ich hab's gesehen.«

Ich stelle keine Fragen, aber er setzt trotzdem zu einer Erklärung an. Er sagt, dass die Schule eine Untersuchung plant und er sich auf das Schlimmste gefasst macht. Er geht davon aus, dass sie ihn zwingen werden, seine Stellung aufzugeben. Er bezweifelt, dass er das Schuljahr noch abschließen kann, vielleicht ist für ihn schon vor den Weihnachtsferien Schluss. Es ist ein solcher Schock, seine Stimme zu hören, dass ich seinen Worten kaum folgen kann. Unser letztes Gespräch ist Monate her. Mein Vater war gerade an einem Herzinfarkt gestorben, und ich war in Panik und erklärte Strane, dass ich nicht weitermachen könne; der gleiche plötzliche Anfall von Moral wie über die Jahre hinweg immer wieder, wenn bei mir etwas schiefging – Jobverlust, Trennungen und Zusammenbrüche –, als ob ich durch Wohlverhalten rückwirkend all das wieder heilen könnte, was ich kaputtgemacht hatte.

»Aber es hat doch schon damals eine Untersuchung gegeben, als sie noch deine Schülerin war«, sage ich.

»Sie wollen die Sache erneut aufrollen. Alle, die seinerzeit ausgesagt haben, sollen noch mal befragt werden.«

»Wenn sie damals zu dem Schluss gelangt sind, dass du nichts verbrochen hast, warum überlegen sie es sich jetzt anders?«

»Hast du in den vergangenen Wochen mal die Nachrichten gesehen?«, fragt er. »Wir leben jetzt in einer anderen Zeit.«

Ich würde gern sagen, dass er übertreibt, dass alles gut gehen wird, solange er unschuldig ist, aber ich muss ihm recht geben. Seit einem Monat ist etwas ins Rollen gekommen, immer mehr Frauen,

die öffentlich Männer beschuldigen, sie sexuell belästigt oder gar missbraucht zu haben. Bisher stehen hauptsächlich Prominente im Fokus – Musiker, Politiker, Filmstars –, doch es sind auch schon weniger berühmte Männer bezichtigt worden. Die Beschuldigten reagieren immer gleich, unabhängig von ihrem Hintergrund. Erst streiten sie alles ab. Dann, wenn die Vorwürfe trotz allem nicht verstummen wollen, treten sie in Schimpf und Schande von ihrem Posten ab und veröffentlichen eine Erklärung, in der sie sich vage entschuldigen, ohne jedoch irgendwelche Verfehlungen einzugestehen. Dann der letzte Schritt: Sie tauchen kommentarlos ab. Was da geschieht, erscheint geradezu unwirklich, wenn man es Tag für Tag verfolgt, all die Männer, die so leicht zu Fall gebracht werden.

»Es wird schon nichts passieren«, sage ich. »Was sie geschrieben hat, ist gelogen. Von vorn bis hinten.«

Durchs Telefon höre ich, wie Strane Luft durch die Zähne zieht. »Ich weiß nicht, ob sie lügt. Zumindest technisch gesehen nicht.«

»Aber du hast sie kaum angerührt. In dem Post schreibt sie, du wärest tätlich geworden.«

»Tätlich«, sagt er verächtlich, »das kann doch alles Mögliche sein. Es kann schon als Tätlichkeit gelten, wenn man jemanden nur am Handgelenk packt oder ihm einen Stoß gegen die Schulter versetzt. Ein juristischer Gummibegriff.«

Ich starre durchs Fenster auf den gut besuchten Bauernmarkt, über dem Möwen kreisen. Eine Imbissverkäuferin öffnet einen Metallbehälter, eine Dampfwolke steigt auf, als sie zwei Tamales herausnimmt. »Sie hat mir vergangene Woche geschrieben, weißt du.«

Eine kurze Stille. »Sieh an.«

»Sie wollte wissen, ob ich auch an die Öffentlichkeit gehen will. Hat sich wohl überlegt, dass sie glaubwürdiger wäre, wenn sie mich mit einspannt.«

Strane sagt nichts.

»Ich hab nicht reagiert. Natürlich nicht.«

»Ja, natürlich«, sagt er.

»Ich dachte, sie würde bluffen. Dachte nicht, dass sie den Nerv

dazu hat.« Ich beuge mich vor, drücke die Stirn ans Fensterglas. »Wird schon gut gehen. Meinen Standpunkt kennst du ja.«

Daraufhin stößt er hörbar die Luft aus. Ich kann mir sein erleichtertes Lächeln ausmalen, die Fältchen in seinen Augenwinkeln. »Das wollte ich hören«, sagt er.

Zurück am Concierge-Tresen rufe ich Facebook auf, tippe »Taylor Birch« ins Suchfeld ein, und ihr Profil erscheint auf dem Bildschirm. Ich scrolle durch die spärlichen öffentlichen Inhalte, die ich seit Jahren verfolge, die Fotos und Updates zu ihrem Leben, und jetzt, ganz oben, der Post über Strane. Die Zahlen steigen weiter an – inzwischen sind es 438 Shares, 1800 Likes, dazu neue Kommentare, alle im selben Duktus.

Das ist so inspirierend.

Ich bewundere deine Kraft.

Sprich weiter deine Wahrheit aus, Taylor.

Als Strane und ich uns kennenlernten, war ich fünfzehn und er zweiundvierzig, und damit lagen fast die perfekten dreißig Jahre zwischen uns. So habe ich den Altersunterschied damals beschrieben – als perfekt. Ich liebte auch die mathematische Komponente, mein Alter mal drei. Wie leicht es war, mir vorzustellen, wie drei von mir in ihn hineinpassten: eine um sein Hirn geschmiegt, eine um sein Herz, die dritte, in flüssiger Form, durch seine Adern strömend.

Liebeleien zwischen Lehrern und Schülerinnen, sagte er, kämen an der Browick School durchaus mal vor, er aber sei in der Beziehung ein unbeschriebenes Blatt, weil er vor mir nie das Verlangen danach verspürt habe. Ich sei die erste Schülerin, bei der ihm das in den Sinn gekommen sei. Ich hätte etwas an mir, wofür es sich lohne, das Risiko einzugehen. Einen Reiz, dem er sich nicht entziehen könne.

Es lag nicht daran, wie jung ich war, darum ging es ihm nicht. Was er an mir vor allem liebte, war mein Verstand. Meine emotionale Intelligenz sei phänomenal, sagte er. Dass ich schreiben könne

wie ein frühreifes Wunderkind und dass er mit mir reden, sich mir anvertrauen könne. Tief in meinem Inneren, sagte er, verberge sich eine düstere Romantik, die gleiche Art von Romantik, die er auch bei sich selbst wahrnehme. Niemand habe diesen dunklen Teil an ihm je verstanden, bis ich seinen Weg kreuzte.

»Ich bin ein Pechvogel«, sagte er. »Da finde ich endlich meine Seelenverwandte, und dann ist sie gerade erst fünfzehn.«

»Von wegen Pech«, gab ich zurück. »Stell dir mal vor, fünfzehn zu sein und einen Seelenverwandten zu haben, der ein alter Mann ist.«

Nachdem ich das gesagt hatte, sah er mich prüfend an, um sich zu vergewissern, dass ich nur Spaß machte – natürlich war es nur Spaß. Mit den Jungen in meinem Alter wollte ich nichts zu tun haben, mit ihren Haarschuppen und ihrer Akne, und wie grausam sie sein konnten, wie sie Mädchen in einzelne Teile zerlegten, wie sie unsere Körperpartien auf einer Skala von eins bis zehn bewerteten. Für die war ich nicht gemacht. Mir gefiel Stranes mittelalterliche Vorsicht, sein gemächliches Liebeswerben um mich. Er verglich meine Haarfarbe mit dem Rot von Ahornblättern, drückte mir Gedichtbände in die Hand – Emily, Edna, Sylvia. Er verhalf mir dazu, mich so zu sehen, wie er mich sah, als ein Mädchen mit der Macht, »aufzusteigen mit rotem Haar und ihn zu essen ganz und gar«. Er liebte mich so sehr, dass er sich mitunter, wenn ich den Klassenraum verlassen hatte, auf meinen Stuhl setzte und den Kopf auf den Seminartisch vor sich legte, um einzuatmen, was dort von mir zurückgeblieben war. All das spielte sich ab, ehe wir auch nur einen Kuss gewechselt hatten. Er ging behutsam mit mir um. Bemühte sich so sehr, gut zu sein.

Ich weiß genau, wann es anfing: In jenem Moment, als ich in seinen sonnendurchfluteten Klassenraum trat und spürte, wie seine Augen sich das erste Mal an mir satttranken. Aber die Frage, wann es aufhörte, sofern es überhaupt je aufgehört hat, ist weitaus schwieriger zu beantworten. Ich glaube, es hat aufgehört, als ich zweiundzwanzig war und er mir erklärte, dass er sich zusammenreißen müsse und kein anständiges Leben führen könne, solange ich in

Reichweite sei, in den vergangenen zehn Jahren hat es jedoch spät-abendliche Telefonate gegeben, bei denen er und ich in Erinnerungen an früher schwelgten und an der Wunde herumspulten, die wir beide nicht heilen lassen wollen.

An mich wird er sich vermutlich auch wenden, wenn er irgendwann anfängt, körperlich abzubauen, in zehn, fünfzehn Jahren oder so. Es wäre als Ende dieser Liebesgeschichte durchaus vorstellbar: Ich, die für ihn alles stehen und liegen lässt und sich aufopfert, treu wie ein Hündchen, während er nimmt und nimmt und nimmt.

Ich habe um elf Uhr Feierabend und laufe durch die verlassensten Straßen der Innenstadt nach Hause, wobei ich jeden Block, den ich zurücklege, ohne Taylors Post aufzurufen, als persönlichen Sieg verbuche. Auch in meiner Wohnung lasse ich die Finger vom Handy. Ich hänge meine Jobklamotten auf, schminke mich ab, rauche im Bett noch ein Haschpfeifchen und schalte dann das Licht aus. Selbstbeherrschung.

Im Dunkeln aber verschiebt sich etwas in mir, als ich spüre, wie die Bettlaken über meine Beine gleiten. Auf einmal bin ich voller Bedürftigkeit – ich möchte beruhigt werden, möchte ihn sagen hören, dass an dem, was das Mädchen ihm unterstellt, natürlich nichts dran ist. Ich möchte, dass er noch einmal sagt, dass sie lügt, dass sie vor zehn Jahren gelogen hat und auch heute noch lügt, verleitet vom Sirenengesang des Opfernimbus.

Er geht schon beim ersten Klingeln ran, als hätte er mit meinem Anruf gerechnet. »Vanessa.«

»Entschuldige. Ich weiß, es ist schon spät.« Dann gerate ich ins Stocken. Weiß nicht recht, wie ich um das bitten soll, was ich mir wünsche. Es ist schon so lange her, dass wir es zum letzten Mal gemacht haben. Mein Blick schweift durch das dunkle Zimmer, über den Umriss der offenen Schranktür, den Schatten der Straßenlaterne oben an der Decke. Drüben in der Küche summt der Kühlschrank, dazu tropft der Wasserhahn. Er ist es mir schuldig, für mein Schweigen, meine Loyalität.

»Wird nicht lange dauern«, sage ich. »Nur ein paar Minuten.«

Das Rascheln von Decken ist zu hören, als er sich im Bett aufsetzt und das Telefon von einem Ohr ans andere befördert, und einen Moment lang glaube ich, dass er Nein sagen wird. Dann aber fängt er an, in dem halben Flüsterton, bei dem sich meine Knochen zu Milch verflüssigen, mir zu schildern, wie ich früher mal war: *Vanessa, du warst jung und hinreißend schön. Du warst ein Teenager, voller Erotik und so lebendig, dass es mir eine Heidenangst eingejagt hat.*

Ich drehe mich auf den Bauch und schiebe mir ein Kissen zwischen die Beine. Ich sage, dass er mir eine Erinnerung liefern soll, etwas, in das ich hineingleiten kann. Es bleibt kurz still, während er die Szenen durchgeht.

»In dem Büro hinterm Klassenraum«, sagt er. »Es war tiefster Winter. Du hast auf dem Sofa gelegen, mit einer Gänsehaut.«

Ich schließe die Augen und befinde mich in dem Büro – weiße Wände und ein schimmernder Holzboden, auf dem Tisch ein Stapel Klassenarbeiten, die korrigiert werden müssen, eine kratzige Couch, eine zischende Heizung und nur ein Fenster, achteckig und mit Glas, das die Farbe von Meerscham hat. Jedes Mal, wenn er an mir arbeitete, heftete ich den Blick darauf, fühlte mich wie unter Wasser, schwerelos dahinrollend und ohne etwas darauf zu geben, wo oben und unten war.

»Ich hab dich geküsst, zwischen den Beinen geleck. Dich zum Kochen gebracht.« Er lacht leise. »So nanntest du das immer. ›Bring mich zum Kochen.‹ Diese lustigen Ausdrücke, die du dir ausgedacht hast. Du warst so schüchtern, hast so ungern über das alles geredet. Du wolltest einfach nur, dass ich weitermache. Weißt du noch?«

Ich erinnere mich nicht, nicht genau. So viele meiner Erinnerungen an damals sind dunkel, unvollständig. Er muss mir helfen, die Lücken zu füllen, obwohl das Mädchen, das er beschreibt, mir manchmal wie eine Fremde vorkommt.

»Es ist dir nicht leichtgefallen, still zu bleiben«, sagt er. »Du hast dir immer auf die Lippe gebissen, damit dein Mund zublieb. Einmal, das

weiß ich noch, hast du dir so fest in die Unterlippe gebissen, dass du geblutet hast, aber ich durfte trotzdem nicht aufhören.«

Ich drücke mein Gesicht in die Matratze und reibe mich an dem Kissen, während seine Worte mein Hirn fluten und mich aus dem Bett in die Vergangenheit befördern, in der ich fünfzehn bin und von der Taille abwärts nackt auf der Couch in seinem Büro liege, fröstelnd, brennend, während er zwischen meinen Beinen kniet, den Blick seiner Augen auf mein Gesicht geheftet.

Mein Gott, Vanessa, deine Lippe, sagt er. Du blutest.

Ich schüttele den Kopf und kralle die Finger in die Kissen. Es ist nichts, mach weiter. Bring es einfach zum Ende.

»Du warst so unersättlich«, sagt Strane. »Dieser feste kleine Körper.«

Ich atme schwer durch die Nase, als ich komme, als er mich fragt, ob ich noch wüsste, wie es sich angefühlt hat. Ja, ja, ja. Das weiß ich noch. Es sind die Gefühle, die mir klar im Gedächtnis geblieben sind – was er alles mit mir angestellt hat, wie sich mein Körper dabei gewunden und nach mehr verlangt hat.

Zu Ruby gehe ich nun seit acht Monaten, seit dem Tod meines Vaters. Zuerst war es eine Trauertherapie, aber inzwischen rede ich auch über meine Mutter, meinen Ex-Freund, darüber, wie festgefahren ich mich in meinem Job fühle, und nicht nur da, sondern in meinem Leben überhaupt. Es ist ein Luxus, selbst mit Rubys Staffeltarif – fünfzig Dollar in der Woche, und nur, damit mir jemand zuhört.

Ihre Praxis befindet sich ein paar Blocks vom Hotel entfernt, ein gedämpft beleuchteter Raum mit zwei Sesseln, einem Sofa und Beistelltischen, auf denen Kleenex parat steht. Aus den Fenstern ist die Casco Bay zu sehen: Möwen, die über den Angelpiers kreisen, gemächlich dahinziehende Öltanker und Ausflugstouren mit den Duck Boats, die ein Quaken vernehmen lassen, wenn sie ins Wasser fahren und sich von Bussen in Schiffe verwandeln. Ruby ist älter als ich, allerdings mehr wie eine große Schwester als wie eine Mutter,

mit schmutzig-blondem Haar und einem Faible für Öko-Klamotten. Ich liebe ihre Clogs, das Klappern der Holzsohlen, wenn sie durch ihr Büro geht.

»Vanessa!«

Ich liebe es auch, wie sie meinen Namen sagt, wenn sie mir die Tür öffnet, als sei sie erleichtert, mich vor sich zu sehen und nicht irgendwen anderen.

Diese Woche reden wir über die anstehenden Feiertage, die ersten ohne Dad, an denen ich nach Hause fahre. Ich mache mir Sorgen, dass meine Mutter depressiv ist, und weiß nicht, wie ich das Thema anschneiden soll. Ruby und ich entwickeln einen Plan. Wir spielen Szenarien durch, verschiedene Möglichkeiten, wie Mom es aufnehmen könnte, wenn ich ihr nahelege, dass sie vielleicht Hilfe braucht.

»Solange Sie es mit Empathie angehen«, sagt Ruby, »dürfte nichts schiefgehen, denke ich. Sie beide stehen sich doch nahe. Da können Sie auch über schwierige Themen reden.«

Stehe ich meiner Mutter nahe? Ich widerspreche Ruby nicht, kann ihr aber auch nicht zustimmen. Es erstaunt mich immer wieder, wie leicht ich andere täuschen kann, auch ohne es darauf abgesehen zu haben.

Ich schaffe es, den Facebook-Post erst am Ende der Sitzung zu checken, als Ruby ihr Handy zückt, um unseren nächsten Termin in ihren Kalender einzutragen. Sie blickt auf, erwischt mich dabei, wie ich hektisch auf dem Display scrolle, und fragt, ob es irgendeine Eilmeldung gibt.

»Lassen Sie mich raten«, sagt sie. »Ein weiterer Mann, der als Missbrauchstäter entlarvt worden ist.«

Ich sehe vom Handy auf und merke, wie mir kalt wird.

»Es nimmt einfach kein Ende, nicht wahr?« Sie setzt ein trauriges Lächeln auf. »Es gibt kein Entkommen.«

Sie fängt an, über den jüngsten prominenten Fall zu reden, einen Regisseur, der mit Filmen Karriere gemacht hat, in denen Frauen brutal misshandelt werden. Hinter den Kulissen jener Filme hat er

sich offenbar mit Vorliebe vor jungen Schauspielerinnen entblößt und sie dazu gedrängt, ihm einen zu blasen.

»Wer hätte denn ahnen können, dass der Typ ein übergriffiger Widerling ist?«, fragt Ruby in sarkastischem Tonfall. »Seine Filme liefern uns alle Hinweise, die wir brauchen. Diese Männer verbergen sich in aller Öffentlichkeit.«

»Nur, weil wir es zulassen«, sage ich. »Wir verschließen alle die Augen davor.«

Sie nickt. »Wie recht Sie haben.«

Es ist aufregend, so darüber zu reden. So dicht an den Rand des Abgrunds zu kriechen.

»Ich weiß nicht, was ich von all den Frauen halten soll, die immer wieder mit ihm gearbeitet haben«, sage ich. »Hatten die gar keine Selbstachtung?«

»Also, den Frauen dürfen Sie nicht die Schuld geben«, sagt Ruby. Ich widerspreche nicht, reiche ihr bloß meinen Scheck.

Zu Hause dröhne ich mich zu und schlafe bei voller Beleuchtung auf dem Sofa ein. Morgens um sieben summt mein Handy auf dem Parkettboden, weil eine SMS eingegangen ist, und ich stolpere durchs Zimmer, um nachzusehen, von wem. Es ist Mom. Hi, Schatz. Ich denke gerade an dich.

Ich starre aufs Display und versuche einzuschätzen, was sie weiß. Taylors Post steht jetzt seit drei Tagen auf Facebook. Mom hat zwar keinen Kontakt zu irgendwem von der Browick School, aber der Post ist mittlerweile sehr weit verbreitet und zigmals geteilt worden. Außerdem ist sie dieser Tage permanent online, sie likt und teilt wie ein Weltmeister und legt sich mit konservativen Trollen an. Könnte durchaus sein, dass sie den Post gesehen hat.

Ich minimiere die SMS und rufe Facebook auf: 2300 Mal geteilt, 7900 Likes. Gestern Abend hat Taylor ein öffentliches Status-Update gepostet:

Glaubt Frauen.

2000

Als wir auf den zweispurigen Highway nach Norumbega einbiegen, sagt Mom: »Ich wünsche mir wirklich, dass du dieses Jahr mehr unter Leute gehst.«

Es ist der Beginn meines zehnten Schuljahrs an der Highschool, der Tag, an dem wir unser Wohnzimmer beziehen, und diese Fahrt ist für Mom die letzte Gelegenheit, mir Versprechen abzunehmen, ehe ich von der Browick School geschluckt werde und ihr Kontakt zu mir sich auf Telefonate und Ferientage beschränkt. Vergangenes Jahr hatte sie die Sorge, dass ich im Internat über die Stränge schlagen könnte, sie ließ mich versprechen, dass ich weder Alkohol trinken noch Sex haben würde. Dieses Jahr soll ich ihr versprechen, neue Freundschaften zu schließen, was ich um ein Vielfaches beleidigender finde, wenn nicht gar grausam. Es ist fünf Monate her, seit ich mich mit Jenny verkracht habe, aber es tut immer noch weh. Schon bei dem Ausdruck »neue Freundschaften« dreht sich mir der Magen um; die Vorstellung kommt mir vor wie ein Verrat.

»Ich möchte einfach nicht, dass du Tag und Nacht allein in deinem Zimmer hockst«, sagt sie. »Ist das denn so schlimm?«

Ich drücke mich in den Beifahrersitz, sehne mich danach, mit dem ganzen Körper darin zu versinken, um mir nicht anhören zu müssen, wie sie meine eigenen Worte gegen mich verwendet.

Vor anderthalb Jahren, als ein Vertreter der Browick School in meine achte Klasse kam und uns ein Werbevideo vorspielte, in dem ein gepflegter, in goldenes Licht getauchter Schulcampus zu sehen war, erstellte ich unter der Überschrift »Warum Browick besser ist als eine öffentliche Schule« eine Liste mit insgesamt zwanzig Punkten, um meine Eltern dazu zu überreden, mich dort bewerben zu

dürfen. Ein Punkt war das »soziale Gefüge« am Internat, neben der hohen Annahmquote von Absolventen am College und der Anzahl der angebotenen Leistungskurse, lauter Argumente, die ich dem Prospekt entnommen hatte. Letzten Endes genügten mir zwei Punkte, um meine Eltern herumzubekommen: Ich errang ein Stipendium, sodass es sie nichts kostete, und es kam zu dem Amoklauf an der Columbine Highschool. Wir schauten tagelang CNN, die in Dauerschleife laufenden Videoclips von Kindern und Jugendlichen, die um ihr Leben rannten. Als ich feststellte: »So etwas wie Columbine würde an der Browick nie passieren«, wechselten meine Eltern einen Blick, als hätte ich damit einen Gedanken ausgesprochen, der ihnen bereits durch den Kopf gegangen war.

»Du hast den ganzen Sommer Trübsal geblasen«, sagt Mom nun. »Höchste Zeit, einen Schlusstrich zu ziehen und zu neuen Ufern aufzubrechen.«

»Das stimmt nicht«, murmle ich, aber es stimmt sehr wohl. Wenn ich in den Ferien nicht lethargisch vorm Fernseher abhing, lag ich mit Kopfhörern draußen in der Hängematte und hörte mir Songs an, die mich unter Garantie zum Weinen brachten. Es sei schädlich, sich negativen Gefühlen hinzugeben, sagt Mom. Und dass es immer irgendwas gebe, was einen ärgert. Man dürfe sich davon nicht runterziehen lassen, das sei das Geheimnis eines glücklichen Lebens. Sie versteht nicht, wie wohltuend es sein kann, in seiner Traurigkeit zu versinken; wenn ich stundenlang mit Fiona Apple in den Ohren in der Hängematte schwinde, fühle ich mich dabei besser als bloß glücklich.

Im Wagen schließe ich die Augen. »Wenn doch bloß Dad mitgekommen wäre. Dann würdest du mir nicht diese Vorträge halten.«

»Er würde dir nichts anderes sagen.«

»Ja, aber er würde es netter verpacken.«

Auch mit geschlossenen Augen kann ich alles sehen, was draußen vorm Fenster vorüberzieht. Es ist erst mein zweites Jahr an der Browick, aber diese Strecke sind wir mindestens schon ein Dutzend Mal gefahren. Da sind die Milchbauernhöfe und sanften Vorgebirge

im westlichen Maine, die Gemischtwarenläden, in denen es laut Werbetafel kaltes Bier und Lebendköder gibt, Farmhäuser mit durchhängenden Dächern, Ansammlungen verrosteter Autoteile in Vorgärten, die von hüfthohem Gras und Goldruten überwuchert sind. Wenn man nach Norumbega kommt, wird es schön – eine perfekte Kleinstadt mit Bäckerei, Buchhandlung, italienischem Restaurant, Hanfladen, öffentlicher Bücherei, und oben auf dem Hügel der Browick-Campus, schneeweiße Holzverschalungen und Backstein.

Mom biegt in die Hauptzufahrt ein. Das große Schild mit der Aufschrift BROWICK SCHOOL ist zur Feier des Einzugstages mit weinroten und weißen Luftballons geschmückt, und die schmalen Campusstraßen sind voller Autos, schwer beladene SUVs, die wahllos überall abgestellt sind, während Neuzugänge mit ihren Eltern den Campus erkunden und die Gebäude bestaunen. Mom rückt bis ans Lenkrad vor, leicht vorgebeugt, und die Stimmung zwischen uns wird spürbar angespannt, während der Wagen vorwärtsruckelt, anhält und wieder vorwärtsruckelt.

»Du bist ein kluges, interessantes Mädchen«, sagt sie. »Du solltest eine ganze Clique von Freundinnen haben. Lass dich nicht dazu verleiten, deine ganze Zeit nur mit einer Person zu verbringen.«

Ihre Worte klingen ruppiger, als sie es vermutlich beabsichtigt hat, aber ich werde trotzdem patzig. »Jenny war nicht irgendeine Person. Sie war meine *Mitbewohnerin*.« Das Wort spreche ich mit besonderer Betonung aus, als sollte unmittelbar einleuchten, wie bedeutsam diese Beziehung war – die verwirrende Nähe, und wie die Welt jenseits des gemeinsamen Zimmers dadurch mitunter stumm und farblos erschien –, aber das kapiert Mom nicht. Sie hat nie in einem Wohnheim gelebt, ist nie am College gewesen, geschweige denn auf einer Privatschule.

»Mitbewohnerin hin oder her«, sagt sie, »du hättest noch andere Freundinnen haben können. Sich nur auf eine einzige Person zu fixieren ist nicht besonders gesund, das ist alles, was ich damit sagen will.«

Die Blechlawine vor uns teilt sich auf, als wir uns der Campus-

Grünfläche nähern. Mom setzt erst den linken und dann den rechten Blinker. »Wo muss ich lang?«

Ich deute seufzend nach links.

Gould ist ein kleineres Wohnheim, eigentlich fast ein normales Haus, mit acht Zimmern und einem Apartment für die Hausbetreuerin. Vergangenes Jahr habe ich bei der Hauslotterie eine niedrige Nummer gezogen und deshalb ein Einzelzimmer ergattert, selten für eine Zehntklässlerin. Mom und ich benötigen vier Touren, um all meinen Kram hineinzutragen: zwei Koffer mit Kleidung, ein Karton voller Bücher, zusätzliche Kissen und Bettlaken und ein Quilt, den sie aus alten, abgelegten T-Shirts von mir genäht hat, dazu ein Standventilator, den wir in die Mitte des Zimmers stellen.

Während wir auspacken, kommen draußen Leute an der offenen Tür vorbei – Eltern, Schülerinnen, der kleine Bruder von irgendwem, der den Gang hoch und runter rennt, bis er hinfällt und laut losheult. Irgendwann macht Mom sich auf den Weg zur Toilette, und ich höre, wie sie mit ihrer aufgesetzt freundlichen Stimme Hallo sagt, dann die Stimme einer anderen Mutter, die den Gruß erwidert. Ich höre auf, Bücher in das Regal über dem Schreibtisch zu räumen, um zu lauschen. Mit zusammengekniffenen Augen versuche ich, die Stimme zu erkennen – es ist Mrs Murphy, Jennys Mom.

Mom kommt ins Zimmer zurück und schließt die Tür hinter sich. »Wird ein bisschen laut da draußen«, sagt sie.

Während ich Bücher auf das Regal stelle, frage ich: »War das Jennys Mutter?«

»M-hm.«

»Hast du auch Jenny gesehen?«

Mom nickt, äußert sich aber nicht weiter dazu. Eine Weile packen wir schweigend Sachen aus. Als wir das Bett machen und gerade die gestreifte Matratze mit dem Spannbettlaken beziehen, sage ich: »Ganz ehrlich, sie tut mir leid.«

Mir gefällt, wie das klingt, aber natürlich ist es gelogen. Gestern Abend erst habe ich mich eine Stunde lang in meinem Zimmer im Spiegel begutachtet. Habe versucht, mich so zu sehen, wie Jenny

mich sehen würde, und mich gefragt, ob ihr wohl auffällt, wie viel heller mein Haar vom Solarium ist und dass ich neue Ohrringe habe.

Mom, die gerade den Quilt aus einer Plastiktasche nimmt, sagt nichts. Ich weiß, sie macht sich Sorgen, dass ich einen Rückfall erleide und wieder in Schwermut versinke.

»Selbst wenn sie jetzt wieder mit mir befreundet sein wollte«, sage ich, »würde ich meine Zeit nicht mehr mit ihr verschwenden.«

Mom lächelt schmal, während sie den Quilt auf dem Bett glatt streicht. »Ist sie noch mit diesem Jungen zusammen?« Sie meint Tom Hudson, Jennys Freund, der der Auslöser für den Krach zwischen uns war. Ich zucke die Achseln, als hätte ich keine Ahnung, aber das stimmt nicht. Natürlich nicht. Den ganzen Sommer über habe ich regelmäßig Jennys Profil bei AOL aufgerufen, und ihr Beziehungsstatus blieb immer derselbe – »In einer Beziehung«. Sie sind nach wie vor ein Paar.

Ehe sie aufbricht, gibt Mom mir noch vier Zwanzig-Dollar-Scheine, und ich muss ihr versprechen, jeden Sonntag zu Hause anzurufen. »Vergiss es nicht«, schärft sie mir ein. »Und zu Dads Geburtstag kommst du.« Sie umarmt mich so fest, dass es fast wehtut.

»Ich krieg keine Luft.«

»Entschuldige, entschuldige.« Sie setzt ihre Sonnenbrille auf, um die Tränen in ihren Augen zu verbergen. Auf dem Weg aus dem Zimmer richtet sie noch mal den Finger auf mich. »Pass auf dich auf. Und kapsle dich nicht von den anderen ab.«

Ich winke, als wollte ich sie vertreiben. »Ja, ja, ja.« Von der Tür aus sehe ich ihr nach, als sie den Flur entlanggeht und ins Treppenhaus verschwindet. Dann ist sie fort. Gleich darauf höre ich zwei Stimmen, die sich nähern, das fröhliche Gelächter von Mutter und Tochter, das im Flur widerhallt. Als sie auftauchen, Jenny und ihre Mutter, ziehe ich mich hastig in die Sicherheit meines Zimmers zurück. Ich erhasche nur einen kurzen Blick, gerade lang genug, um festzustellen, dass ihr Haar kürzer ist und sie ein Kleid anhat, an das ich mich erinnere, weil es das ganze vergangene Jahr in ihrem Schrank hing, ohne dass sie es je getragen hätte.

Ich strecke mich auf dem Bett aus und lasse den Blick durchs Zimmer schweifen, während ich den Abschiedsszenen draußen im Gang lausche, dem gedämpften Schniefen und Weinen. Ich denke zurück an vergangenes Jahr, als ich in das Neuntklässler-Wohnheim zog. An den ersten Abend mit Jenny, an dem wir lang aufblieben, während auf ihrem Ghetto-Blaster die Smiths und Bikini Kill liefen. Von den Bands hatte ich noch nie gehört, aber ich tat so, als würde ich sie kennen, aus Angst, mich als Loser zu erkennen zu geben, als Landei ohne Ahnung von irgendwas. Weil Jenny mich dann vielleicht nicht mehr mögen würde. Während dieser ersten paar Tage in Browick schrieb ich in mein Tagebuch: *Was mir hier am besten gefällt, ist, dass ich Leute wie Jenny kennenlerne. Sie ist so unfassbar COOL, und allein durch den Umgang mit ihr lerne ich, wie ich ebenfalls cool sein kann!* Diese Eintragung habe ich mittlerweile aus dem Buch herausgerissen und weggeworfen. Schon beim bloßen Anblick dieser Zeilen war mir die Schamröte ins Gesicht gestiegen.

Die Hausbetreuerin im Gould ist Miss Thompson, die neue Spanischlehrerin, frisch vom College. Zu der ersten Abendsitzung im Gemeinschaftsraum bringt sie bunte Filzstifte und Pappteller mit, aus denen wir Namensschilder für unsere Zimmertüren machen sollen. Die anderen Mädchen im Haus sind alle schon in der Oberstufe, nur Jenny und ich gehen in die zehnte Klasse. Wir beide halten gebührenden Abstand voneinander, sie sitzt an einem Tischende, ich am anderen. Jenny beugt sich tief über den Tisch, um ihr Schild zu beschriften, und dabei fällt ihr das braune, jetzt zu einem Bob geschnittene Haar über die Wangen. Als sie sich aufrichtet, um Luft zu holen und einen anderen Stift zu nehmen, wandert ihr Blick über mich hinweg, als würde sie mich gar nicht wahrnehmen.

»Ehe ihr wieder in eure Zimmer geht, habe ich hier noch etwas für euch.« Miss Thompson hält uns eine offene Plastiktüte hin. Erst denke ich, es wären Süßigkeiten, aber dann sehe ich, dass es silberglänzende Trillerpfeifen sind.

»Aller Wahrscheinlichkeit nach werdet ihr nie darauf zurückgreifen müssen«, sagt sie. »Aber es ist gut, eine zu haben. Für alle Fälle.«

»Wozu brauchen wir eine Trillerpfeife?«, fragt Jenny.

»Ach, weißt du, nur eine Sicherheitsmaßnahme auf dem Campus.« Miss Thompsons Lächeln wirkt bemüht. Woraus ich schließe, dass ihr unbehaglich zumute ist.

»Aber letztes Jahr haben wir so was nicht bekommen.«

»Die ist für den Fall, dass dich jemand vergewaltigen will«, sagt Deanna Perkins. »Dann pfeifst du, damit er aufhört.« Sie führt eine Pfeife an den Mund und bläst kräftig hinein. Der Pfiff schrillt durch den ganzen Flur, so befriedigend laut, dass wir es alle mal probieren müssen.

Miss Thompson versucht, sich über den Lärm hinweg Gehör zu verschaffen. »Okay, okay.« Sie lacht. »Es kann wohl nicht schaden, sich zu überzeugen, dass sie funktionieren.«

»Würde das einen Typen ernsthaft abhalten, wenn er einen vergewaltigen will?«, fragt Jenny.

»Einen Vergewaltiger kann nichts aufhalten«, sagt Lucy Summers.

»Das stimmt nicht«, sagt Miss Thompson. »Und das sind keine Pfeifen speziell gegen ›Vergewaltigung‹. Sie dienen ganz allgemein der Sicherheit. Wenn euch auf dem Campus mal nicht wohl ist, pfeift ihr einfach.«

»Bekommen die Jungen auch Pfeifen?«, frage ich.

Lucy und Deanna verdrehen die Augen. »Wozu sollten Jungen eine Pfeife brauchen?«, fragt Deanna. »Denk doch mal nach.«

Jenny bricht in lautes Gelächter aus, so als würden Lucy und Deanna die Augen nicht nur ihretwegen verdrehen.

Es ist der erste Unterrichtstag, und auf dem Campus herrscht geschäftiges Treiben. Die Fenster der weiß verschalteten Gebäude stehen weit offen, der Personalparkplatz ist voll besetzt. Beim Frühstück habe ich vor Nervosität keinen Appetit und begnüge mich mit schwarzem Tee. Ich sitze an meinem Platz am Ende der lang gezogenen Tafel im Shaker-Stil und sehe mich aufmerksam in dem hohen Speisesaal um,

dessen Decke an die einer Kathedrale erinnert, registriere neue Gesichter und die Veränderungen, die sich von den vertrauten ablesen lassen. Mir fällt an jedem irgendetwas auf – dass Margo Atherton ihr Haar links scheidelt, um ihr Schielauge zu verbergen, dass Jeremy Rice tatsächlich jeden Morgen eine Banane aus dem Speisesaal mitgehen lässt. Schon ehe Tom Hudson mit Jenny zusammenkam und es einen Grund gab, mich irgendwie für ihn zu interessieren, war mir die immer gleiche Reihenfolge der Band-T-Shirts aufgefallen, die er im Wechsel unter seinen Button-Down-Hemden trug. Es ist gruselig und entzieht sich meiner Kontrolle, dass ich so viele Details an anderen Leuten wahrnehmen kann, und das, obwohl ich mir sicher bin, dass niemand irgendetwas an mir wahrnimmt.

Nach dem Frühstück und vor der ersten Stunde gibt es die Eröffnungsrede, eine Ansammlung aufmunternder Worte, die uns, grob gesagt, auf das neue Schuljahr einstimmen soll. Als wir in die Aula strömen, empfängt uns die Atmosphäre von warmem Holz und roten Samtvorhängen; durch die Fenster fällt helles Sonnenlicht auf die Reihen der im Halbrund angeordneten Stühle. Zu Beginn der Versammlung, als Mrs Giles, die Rektorin, mit ihrer gewohnt zittrigen Stimme einige Minuten lang über Verhaltensregeln und dergleichen hier an der Schule spricht, das grau melierte, kinnlange Haar hinter die Ohren geklemmt, wirken alle noch jugendlich frisch und brandneu. Doch als sie das Podium verlässt, ist es stickig im Raum, und vielen steht der Schweiß auf der Stirn. Weiter hinten stöhnt jemand: »Wie lange dauert das denn noch?« Mrs Antonova wirft einen bösen Blick über die Schulter. Auf dem Stuhl neben mir fächelt sich Anna Shapiro mit beiden Händen Luft zu. Durch die offenen Fenster strömt eine Brise herein und versetzt die Samtvorhänge in leise Bewegung.

Dann schreitet Mr Strane über die Bühne, der Leiter des Fachbereichs Englisch, ein Lehrer, den ich zwar vom Sehen kenne, bei dem ich aber bisher keinen Unterricht hatte und mit dem ich nie ein Wort gewechselt habe. Er hat welliges schwarzes Haar und einen schwarzen Bart, trägt eine Brille, die so stark spiegelt, dass seine

Augen nicht zu erkennen sind, aber das Erste, was mir an ihm auffällt – was aller Welt an ihm auffallen dürfte –, ist seine Größe. Er ist nicht dick, aber kräftig, breit und so hochgewachsen, dass er die Schultern leicht zusammenzieht, als wollte er sich dafür entschuldigen, dass sein Körper so viel Raum einnimmt.

Am Podium muss er zunächst das Mikro nach oben biegen, so weit es eben geht. Als er seinen Vortrag beginnt, greife ich in meinen Rucksack und werfe einen Blick auf meinen Stundenplan. Da, meine letzte Unterrichtsstunde heute: Leistungskurs Amerikanische Literatur bei Mr Strane.

»Heute Morgen sehe ich hier junge Menschen vor mir, die an der Schwelle zu großartigen Dingen stehen.« Seine Worte dröhnen aus den Lautsprechern, so deutlich betont, dass es schon fast unangenehm anzuhören ist: lange Vokale, harte Konsonanten, als würde man erst in den Schlaf gelullt und dann unsanft wieder wacherüttelt. Er spult die üblichen Klischees ab – *greift nach den Sternen, was macht es schon, wenn ihr sie nicht erreicht, vielleicht landet ihr dafür auf dem Mond* –, aber er ist ein guter Redner und schafft es, dem Ganzen einen tieferen Sinn zu verleihen.

»Nehmt euch für dieses Schuljahr vor, immer danach zu streben, euch bestmöglich zu entfalten«, sagt er. »Fordert euch selbst heraus, macht aus Browick einen besseren Ort. Hinterlasst Spuren.« Er zieht ein rotes Tuch aus seiner Gesäßtasche und wischt sich damit über die Stirn, wobei ein dunkler Schweißfleck unter seiner Achsel zum Vorschein kommt.

»Ich bin nun seit dreizehn Jahren Lehrer hier in Browick«, sagt er, »und in diesen dreizehn Jahren durfte ich bei den Schülern dieser Schule zahllose Beispiele mutigen Handelns erleben.«

Ich rutsche auf meinem Stuhl herum, spüre deutlich den Schweiß in meinen Kniekehlen und den Ellenbeugen und versuche, mir vorzustellen, was er mit mutigem Handeln meint.

Mein Plan für das Herbsthalbjahr besteht aus Leistungskursen in Französisch, Biologie und Weltgeschichte, einem Grundkurs Geo-

metrie (für alle, die keine Mathegenies sind; selbst Mrs Antonova spricht von »Geometrie für Dummies«), einem Wahlfach namens US-Politik und Medien, in dem wir zusammen CNN schauen und über die anstehenden Präsidentschaftswahlen sprechen, sowie dem Leistungskurs Amerikanische Literatur. Am ersten Tag ziehe ich kreuz und quer über den Campus, von Klasse zu Klasse, schwer bepackt mit Büchern; das Pensum der zehnten Klasse ist umfangreicher als das der neunten, wie sich schon jetzt deutlich abzeichnet. Im Lauf des Tages, an dem uns eine Lehrkraft nach der anderen warnend auf die kommenden Herausforderungen einstimmt, auf die Hausaufgaben und Prüfungen, das beschleunigte, mitunter halsbrecherische Tempo – weil das hier keine gewöhnliche Schule ist und wir keine gewöhnlichen jungen Menschen sind, und als außergewöhnliche junge Menschen sollten wir Schwierigkeiten begrüßen und als Chance begreifen, daran zu wachsen –, setzt eine gewisse Erschöpfung ein. Mittags kann ich kaum noch den Kopf aufrecht halten, weshalb ich mich, statt essen zu gehen, ins Gould zurückstehle, wo ich mich auf dem Bett zusammenrolle und den Tränen freien Lauf lasse. Wenn es so schwer wird, überlege ich, warum es dann überhaupt versuchen? Das ist nicht die richtige Einstellung, schon gar nicht am ersten Schultag, und mir drängt sich die Frage auf, was ich überhaupt in Browick verloren habe, warum man mir ein Stipendium gewährt und mich als intelligent genug eingestuft hat, um hier zu sein. Diese Spirale durchlaufe ich nicht zum ersten Mal, und ich komme jedes Mal zu demselben Schluss: Dass mit mir vermutlich etwas nicht stimmt, dass ich eine angeborene Schwäche habe, die sich in Faulheit manifestiert, einer Scheu vor harter Arbeit. Außerdem kenne ich hier in Browick niemanden, der sich so schwertut wie ich. Die anderen spazieren von einer Stunde zur anderen und sind immer vorbereitet, wissen alle Antworten. Bei ihnen wirkt das kinderleicht.

Als ich in den Leistungskurs Amerikanische Literatur komme, dem letzten Fach des Tages, fällt mir als Erstes auf, dass Mr Strane inzwischen ein anderes Hemd trägt als bei der Eröffnungsrede. Er steht an

die Tafel gelehnt da, mit vor der Brust verschränkten Armen, und wirkt sogar noch größer als am Morgen auf der Bühne. Wir sind zu zehnt im Kurs, darunter auch Jenny und Tom, und als wir den Raum betreten, betrachtet Mr Strane uns genau, so als würde er uns taxieren. Bei Jennys Eintreffen sitze ich bereits, ein paar Plätze von Tom entfernt. Seine Miene hellt sich bei ihrem Anblick auf, und er winkt sie zu sich, deutet auf einen leeren Stuhl zwischen ihm und mir – er ahnt nichts, versteht offenbar nicht, warum das auf keinen Fall infrage kommt. Jenny legt die Hände an die Riemen ihres Rucksacks, sieht ihn an und lächelt etwas gequält.

»Setzen wir uns lieber auf diese Seite«, sagt sie und meint die Seite gegenüber, weit genug von mir entfernt. »Es ist besser da drüben.«

Ihr Blick wandert über mich hinweg wie schon bei der Besprechung im Wohnheim. Sie gibt sich sichtlich Mühe, so zu tun, als wären wir nie Freundinnen gewesen. Irgendwie albern.

Es klingelt zum Unterrichtsbeginn, aber Mr Strane rührt sich nicht. Er wartet, bis im Raum Stille einkehrt, ehe er das Wort an uns richtet. »Ich gehe mal davon aus, dass ihr euch alle kennt«, sagt er. »Aber ich glaube nicht, dass ich schon alle kenne.«

Er tritt an den Tisch und ruft uns wahllos auf, fragt, wie wir heißen und wo wir herkommen. Manchen von uns stellt er auch andere Fragen – haben wir Geschwister; was war die weiteste Reise, die wir bisher unternommen haben; welchen Namen würden wir uns selbst geben, wenn wir es uns aussuchen könnten? Von Jenny will er wissen, wie alt sie war, als sie sich zum ersten Mal verliebt hat, worauf sie knallrot anläuft. Tom neben ihr wird ebenfalls rot.

Als ich an der Reihe bin, mich vorzustellen, sage ich: »Ich heiße Vanessa Wye und komme eigentlich von nirgendwoher.«

Mr Strane lehnt sich im Stuhl zurück. »Vanessa Wye, eigentlich von nirgendwoher.«

Ich lache nervös, weil sich meine Worte so dumm anhören, wenn ein anderer sie wiederholt. »Ich meine, es ist schon ein Ort, aber nicht direkt eine Stadt. Er hat keinen Namen. Gemeinde neunundzwanzig, so wird er allgemein genannt.«

»Hier in Maine? Down East, in der Nähe vom Highway?«, fragt er. »Ich weiß genau, wo das ist. In der Gegend gibt es einen See mit einem hübschen Namen, irgendwas mit Whale.«

Ich blinzele verdattert. »Der Whalesback Lake. Wir leben direkt am Ufer. Im einzigen ganzjährig bewohnten Haus.« Beim Sprechen versetzt es mir einen seltsamen kleinen Stich. Heimweh habe ich hier in Browick sonst kaum, was vielleicht daran liegen könnte, dass niemand weiß, wo ich herkomme.

»Kein Witz.« Mr Strane denkt kurz nach. »Fühlt man sich da draußen nicht einsam?«

Kurz bin ich wie vor den Kopf geschlagen. Die Frage schneidet eine schmerzlose, erschreckend glatte Wunde. Obwohl ich das Wort *einsam* noch nie benutzt habe, um zu beschreiben, wie es sich anfühlt, da draußen, tief im Wald, zu leben, denke ich nun, da ich es aus Mr Stranes Munde höre, dass es wohl zutreffen muss, wahrscheinlich immer schon zutraf, und auf einmal bin ich verlegen. Ich stelle mir vor, dass mir diese Einsamkeit ins Gesicht geschrieben steht, so offensichtlich, dass ein Lehrer mich nur anzusehen braucht, um zu erfassen, dass ich ein einsamer Mensch bin. Ich bringe eine Antwort zustande: »Manchmal wohl schon«, aber Mr Strane ist bereits beim nächsten Schüler, er fragt Greg Akers, wie es für ihn war, aus Chicago nach Maine zu ziehen, in die Vorgebirge im Westen.

Nachdem wir uns alle vorgestellt haben, erklärt Mr Strane, dass sein Kurs der schwierigste ist, den wir dieses Jahr haben. »Die meisten Schüler bestätigen mir, dass ich der härteste Lehrer hier in Browick bin«, sagt er. »Von manchen habe ich sogar schon gehört, dass ich härter bin als ihre Professoren am College.« Er trommelt mit den Fingern vor sich auf dem Tisch herum und lässt uns kurz Zeit, die Tragweite seiner Worte zu erfassen. Dann geht er an die Tafel, nimmt sich ein Stück Kreide und beginnt zu schreiben. Über die Schulter sagt er: »Ihr solltet jetzt bereits mitschreiben.«

Wir holen hektisch unsere Hefte raus, während er zu einem Vortrag über Henry Wadsworth Longfellow und sein Gedicht *Das Lied von Hiawatha* ansetzt. Ich habe von diesem Gedicht noch nie gehört,

und da bin ich bestimmt nicht die Einzige, doch als er die Klasse fragt, ob uns die Verse vertraut sind, nicken wir alle. Weil niemand als Dummkopf dastehen will.

Während er doziert, sehe ich mich verstohlen im Raum um. Die Einrichtung ist dieselbe wie in allen Räumen hier im Gebäude der Geisteswissenschaften – Parkettboden, eine Wand mit eingebauten Bücherregalen, grüne Kreidetafeln, ein Seminartisch –, aber sein Klassenraum fühlt sich bewohnt an, gemütlich. Am Boden liegt ein Teppich mit einer abgenutzten Spur in der Mitte, vorn steht ein großer Schreibtisch aus Eiche mit einer grünen Bankierslampe, und es gibt sogar eine Kaffeemaschine, auf einem Aktenschrank, mit einem Becher daneben, auf dem das Harvard-Siegel prangt. Durchs offene Fenster zieht der Duft von frisch gemähtem Gras herein, zusammen mit dem Geräusch eines Wagens, der gerade gestartet wird, und Mr Strane schreibt eine Zeile von Longfellow an die Tafel, so heftig, dass ihm dabei die Kreide in der Hand zerbröseln. Irgendwann hält er inne, dreht sich zu uns um und sagt: »Wenn ihr aus diesem Kurs eines mitnehmt, dann sollte es die Erkenntnis sein, dass die Welt aus sich endlos überkreuzenden Geschichten besteht, eine so göltig und wahr wie die andere.« Ich gebe mir Mühe, alles, was er sagt, mitzuschreiben, Wort für Wort.

Fünf Minuten vor Unterrichtsende hört der Vortrag mit einem Mal auf. Mr Strane lässt die Hände fallen, seine Schultern sacken nach unten. Er wendet sich von der Tafel ab, setzt sich an den Seminartisch, reibt sich übers Gesicht und seufzt schwer. Dann sagt er mit müder Stimme: »Der erste Tag ist immer so lang.«

Wir sitzen am Tisch und warten. Halten mit dem Stift über dem Heft inne und wissen nicht recht, was wir tun sollen.

Er nimmt die Hände vom Gesicht. »Ich will ganz offen zu euch sein«, sagt er. »Ich bin scheißmüde.«

Jenny, gegenüber von mir, lacht überrascht. Es kommt vor, dass Lehrer im Unterricht mal herumwitzeln, aber das Wort »scheiß« habe ich noch von keinem gehört. Dass ein Lehrer sich so ausdrücken könnte, wäre mir nie in den Sinn gekommen.

»Was dagegen, wenn ich auch mal Kraftausdrücke benutze?«, fragt er. »Ich hätte wohl erst um Erlaubnis fragen sollen.« Er faltet die Hände, vor spöttischer Aufrichtigkeit triefend. »Sollte mein drastischer Sprachgebrauch irgendwen von euch stören, sprecht jetzt oder schweigt für immer.«

Niemand sagt etwas. Natürlich nicht.

Die ersten Wochen des Schuljahrs vergehen wie im Flug. Eine Abfolge von Unterricht, schwarzem Tee zum Frühstück und Erdnussbutterbrot zum Mittagessen, Lernstunden in der Bibliothek, Fernsehabenden mit Serien im Jugendsender WB im Gemeinschaftsraum des Gould. Einmal bleibe ich einer Hausbesprechung fern und muss zur Strafe nachsitzen, kann aber Miss Thompson dazu überreden, dass ich ihren Hund ausführen darf, statt mit ihr eine Stunde im Arbeitsraum des Wohnheims abzusetzen, worauf sie ebenso wenig Lust hat wie ich. Morgens vorm Unterricht erledige ich meist noch in letzter Minute Hausaufgaben, denn so sehr ich mich auch bemühe, ich tue mich schwer, laufe ständig Gefahr, den Anschluss zu verlieren. Die Lehrer bestehen darauf, dass es in meiner Hand liege, dieses Problem abzustellen; ich sei intelligent, sagen sie, aber unkonzentriert und unmotiviert, was bloß eine nette Umschreibung für Faulheit ist.

Schon wenige Tage nach dem Einzug herrscht in meinem Zimmer das Chaos, ein wildes Durcheinander von Klamotten, losen Blättern und halb ausgetrunkenen Bechern Tee. Mir fehlt der Terminkalender, der mir eigentlich helfen sollte, den Überblick zu behalten, aber das ist nicht weiter bemerkenswert, weil ich ständig Sachen verliere. Mindestens einmal in der Woche öffne ich meine Zimmertür und finde außen am Griff meinen Schlüssel vor, hinterlassen von jemandem, der ihn gefunden hat, ob auf einem Klo, in einem Klassenzimmer oder im Speisesaal. Immerzu verlege ich etwas – Schulbücher entdecke ich nach langem Suchen in der Lücke zwischen Bett und Wand, Hausaufgaben finden sich heillos zerknüllt ganz unten im Rucksack. Die Lehrer reagieren auf meine

knittrigen Aufgabenblätter genervt und erinnern mich daran, dass sie mir Punkte wegen fehlender Sorgfalt abziehen können.

»Du musst dich besser organisieren!«, ruft mein Geschichtslehrer, während ich, auf der Suche nach den Notizen, die ich am Vortag zu Papier gebracht habe, hektisch im Lehrbuch blättere. »Wir sind gerade mal in der zweiten Woche. Wie kannst du jetzt schon so durcheinander sein?« Dass ich die Notizen schließlich finde, widerlegt seine Vorwürfe nicht: Ich bin schlampig, und das ist ein Zeichen von Schwäche, ein ernsthafter Charakterfehler.

In Browick essen die Lehrer und jene Schüler, denen sie beratend zur Seite stehen, einmal im Monat gemeinsam zu Abend, wobei die Lehrkraft das Essen traditionell bei sich zu Hause ausrichtet. Meine Beratungslehrerin aber, Mrs Antonova, lädt uns nie zu sich nach Hause ein. »Ich muss Grenzen ziehen«, sagt sie. »Das sehen nicht alle Kollegen so, und das ist in Ordnung. Es stört sie nicht, ihre Privatsphäre mit Schülern zu teilen, das ist in Ordnung. Ich sehe das allerdings anders. Wir gehen irgendwohin, wir essen, unterhalten uns ein wenig, und dann gehen wir alle nach Hause. Grenzen.«

Bei unserem ersten Treffen des Jahres geht sie mit uns in das italienische Restaurant in der Stadt. Während ich mich darauf konzentriere, Linguine auf die Gabel zu wickeln, stellt Mrs Antonova fest, dass mein dringendstes Feedback-Thema mangelnde Organisation ist. Ich werde dran arbeiten, sage ich und bemühe mich, dabei nicht allzu respektlos zu klingen. Sie dreht ihre Runde um den Tisch und teilt allen Schülern ihre Feedback-Punkte mit. Probleme mit der Organisation hat sonst niemand, aber mein Fall ist noch nicht mal der schlimmste; Kyle Guinn hat in zwei Fächern keine Hausaufgaben abgegeben, ein ernstlicher Verstoß. Als Mrs Antonova sein Feedback vorliest, halten wir anderen den Blick auf unsere Pasta gesenkt und sind heilfroh, dass wir nicht ganz so schlimm dran sind wie er. Nach der Mahlzeit, als wir alle aufgegessen haben, lässt sie eine Blechdose mit selbst gemachten Minibrötchen mit Kirschfüllung herumgehen.

»Das sind Pampuschki«, erklärt sie. »Aus der Ukraine, wie meine Mutter.«

Als wir das Restaurant verlassen und uns auf den Rückweg zum Campus machen, oben auf dem Hügel, taucht Mrs Antonova neben mir auf. »Eins noch, Vanessa, dieses Jahr solltest du auch eine Aktivität außerhalb des Lehrplans aufnehmen. Oder sogar mehr als eine. Du musst an deine Collegenbewerbungen denken. Da sieht es in dieser Hinsicht bei dir noch recht dürftig aus.« Sie fängt an, mir Vorschläge zu machen, und ich höre nickend zu. Ich weiß, dass ich mich mehr einbringen muss, und ich habe es schon versucht – vergangene Woche wollte ich mich dem Französisch-Club anschließen, bin aber sofort wieder gegangen, als ich gesehen habe, dass die Mitglieder bei den Zusammenkünften kleine schwarze Baskenmützen tragen.

»Wie wäre es mit dem Club für Kreatives Schreiben?«, sagt sie. »Das würde zu dir passen, mit deiner Lyrik.«

Der Gedanke ist mir auch schon gekommen. Der Club für Kreatives Schreiben gibt ein Literaturjournal heraus, das ich vergangenes Jahr komplett durchgelesen habe, von der ersten bis zur letzten Seite. Dabei habe ich meine Gedichte mit denen im Journal verglichen und so objektiv wie möglich zu entscheiden versucht, welche besser waren. »Ja«, sage ich. »Kann schon sein.«

Sie legt mir die Hand an die Schulter. »Lass es dir durch den Kopf gehen«, sagt sie. »Mr Strane ist dieses Jahr der zuständige Beratungslehrer. Er kennt sich mit der Materie bestens aus.«

Sie dreht sich um, klatscht in die Hände und ruft den Nachzügeln, die hinter uns her trödeln, etwas auf Russisch zu, was, aus welchem Grund auch immer, besser wirkt als Englisch, um uns Beine zu machen.

Der Club für Kreatives Schreiben hat noch ein weiteres Mitglied, Jesse Ly – ein Elftklässler, der einzige Goth an der Browick und angeblich schwul. Als ich in den Klassenraum komme, sitzt er mit einem Stift hinterm Ohr am Seminartisch, vor sich einen Stapel

Unterlagen, die Füße in den schweren Kampfstiefeln lässig auf einen Stuhl gelegt. Er sieht mich an, sagt aber nichts. Ich glaube nicht, dass er überhaupt meinen Namen kennt.

Mr Strane jedoch, der vorne an seinem Schreibtisch sitzt, springt auf und kommt durch den Raum auf mich zu. »Bist du wegen des Clubs hier?«, fragt er.

Ich öffne den Mund, bin aber unschlüssig, was ich sagen soll. Wenn ich geahnt hätte, dass es nur noch einen weiteren Teilnehmer gibt, wäre ich wahrscheinlich nicht gekommen. Am liebsten würde ich noch einen Rückzieher machen. Angesichts von Mr Strane aber, der mir mit den Worten: »Mit dir erhöhen wir unsere Mitgliederzahl um hundert Prozent«, ganz begeistert die Hand schüttelt, habe ich das Gefühl, dass ein Sinneswandel nicht mehr möglich ist.

Er geleitet mich an den Tisch, nimmt neben mir Platz und erklärt, dass es sich bei den Unterlagen um eingereichte Texte für das Literaturjournal handelt. »Das sind alles Schülerarbeiten«, sagt er. »Versuch, nicht auf die Namen zu achten. Lies alles sorgsam durch, ehe du eine Entscheidung triffst, bis ganz zum Schluss.« Kommentare soll ich an den Rand schreiben, sagt er, und die eingereichten Texte jeweils mit einer Ziffer von eins bis fünf bewerten, wobei die Eins für ein entschiedenes Nein steht und die Fünf für ein entschiedenes Ja.

Ohne den Blick zu heben, sagt Jesse: »Ich setze Häkchen. So haben wir das vergangene Jahr gemacht.« Er deutet auf die Papiere, die er schon durchgesehen hat; oben rechts in der Ecke ist jeweils ein kleines Häkchen, Häkchen-Minus oder Häkchen-Plus. Mr Strane zieht die Augenbrauen hoch, sichtlich verstimmt, aber davon bekommt Jesse nichts mit. Sein Blick ist auf das Gedicht geheftet, das er gerade liest.

»Mir ist jede Methode recht, wenn ihr euch einig seid«, sagt Mr Strane. Er zwinkert mir lächelnd zu. Dann steht er auf und klopf mir leicht auf die Schulter.

Ich nehme mir einen Text vom Stapel, eine Kurzgeschichte mit dem Titel »Der schlimmste Tag ihres Lebens« von Zoe Green. Zoe

war vergangenes Jahr in meinem Algebra-Kurs. Sie saß hinter mir und lachte jedes Mal, wenn Seth McLeod mich »die große Rote« nannte, als hätte sie noch nie etwas so Lustiges gehört. Ich schüttle den Kopf und bemühe mich, den Text ohne Vorbehalte anzugehen.

Ihre Geschichte handelt von einem Mädchen in einem Krankenhauswarteraum, dessen Großmutter im Sterben liegt, und ich langweile mich schon nach dem ersten Absatz. Jesse bekommt mit, wie ich die Seiten durchzähle, und raunt mir mit gedämpfter Stimme zu: »Du brauchst den Text nicht komplett zu lesen, wenn er schlecht ist. Ich hab das Literaturjournal vergangenes Jahr herausgegeben, als Mrs Bloom die Beratungslehrerin war, und ihr war es einerlei.«

Mein Blick huscht zu Mr Strane an seinem Schreibtisch, der sich über seine eigenen Unterlagen beugt. Achselzuckend sage ich: »Ich lese den Text weiter. Ist ganz okay.«

Jesse schielt mit schmalen Augen auf das Blatt in meiner Hand. »Zoe Green? Ist das nicht die, die letztes Jahr beim Debattierturnier ausgetickt ist?« In der Tat – Zoe, die für die Todesstrafe plädieren sollte, brach in der Schlussrunde in Tränen aus, als ihr Gegner, Jackson Kelly, ihren Standpunkt als rassistisch und unmoralisch bezeichnete, was sie vermutlich nicht ganz so schlimm aus der Fassung gebracht hätte, wenn Jackson nicht schwarz wäre. Nachdem Jackson zum Turniersieger erklärt worden war, sagte Zoe, sie habe seine Widerlegung als persönlichen Angriff empfunden, was ein Verstoß gegen die Debattierregeln gewesen sei. Am Ende teilten sie sich dann den ersten Preis, was Schwachsinn war, und das wussten auch alle.

Jesse beugt sich vor und nimmt mir Zoes Geschichte aus den Händen, setzt ein Häkchen-Minus oben rechts in die Ecke und wirft das Manuskript auf den »Nein«-Stapel. »Voilà«, sagt er.

Während Jesse und ich in unsere Lektüre vertieft sind, korrigiert Mr Strane den Rest der Stunde über an seinem Schreibtisch Klassenarbeiten, wobei er ab und zu kurz verschwindet, um Kopien zu machen oder Wasser für die Kaffeemaschine zu holen. Zwischendurch schält er eine Orange, deren Duft den ganzen Raum erfüllt. Am

Ende der Stunde, als ich aufstehe und gehen will, fragt Mr Strane, ob ich auch zur nächsten Sitzung komme.

»Ich bin mir nicht sicher«, sage ich. »Ich bin noch dabei, verschiedene Sachen auszuprobieren.«

Er lächelt und wartet ab, bis Jesse den Raum verlassen hat. Dann sagt er: »Sozialkontakte sind hier im Club wohl eher Fehlanzeige.«

»Ach, das stört mich nicht«, sage ich. »Ich bin ohnehin nicht so der gesellige Typ.«

»Wieso das?«

»Keine Ahnung. Ich habe bloß nicht so viele Freunde.«

Er nickt versonnen. »Ich verstehe, was du meinst. Ich bin auch gern allein. Für mich.«

Reflexhaft möchte ich erwidern: Nein, ich bin gar nicht gerne allein, aber vielleicht hat er recht. Vielleicht bin ich tatsächlich ganz bewusst eine Einzelgängerin, weil mir meine eigene Gesellschaft am liebsten ist.

»Na ja, Jenny Murphy und ich, wir waren mal beste Freundinnen«, sage ich. »Die aus dem Englischkurs.« Die Worte purzeln einfach so aus mir heraus, ich bin selbst überrascht. So viel habe ich einer Lehrkraft noch nie verraten, schon gar nicht einem Mann, aber durch die Art, wie er mich ansieht – mit einem sanftmütigen Lächeln, das Kinn in die Hand gestützt –, fühle ich mich zum Reden ermuntert. Dazu, noch mehr von mir preiszugeben.

»Ah«, sagt er. »Die kleine Königin vom Nil.« Als ich verwirrt die Stirn runzle, erklärt er, damit spiele er auf ihre Frisur an, mit der sie aussieht wie Kleopatra, und als er das sagt, spüre ich eine Art Stich im Magen, so etwas wie Eifersucht, nur gehässiger.

»So gut sieht ihre Frisur nun auch wieder nicht aus«, sage ich.

Mr Strane schmunzelt. »Ihr wart also mal befreundet. Was hat sich geändert?«

»Tom Hudson und sie sind jetzt ein Paar.«

Er denkt kurz nach. »Der Junge mit den Koteletten.«

Ich nicke, während ich überlege, wie Lehrer uns im Geist wohl identifizieren und einordnen. Ich frage mich, was er wohl mit mir in

Verbindung bringen würde, wenn jemand den Namen Vanessa Wye erwähnt. Das rothaarige Mädchen. Die eine, die immer allein ist.

»An dir ist also Verrat begangen worden«, sagt er und meint, durch Jenny.

So habe ich das noch nicht betrachtet, und bei der Vorstellung wird mir ganz warm ums Herz. Ich habe gelitten. Ich habe sie nicht etwa durch ein Übermaß an Gefühl in die Flucht geschlagen oder durch zu große Anhänglichkeit. Nein, mir ist Unrecht geschehen.

Er steht auf und fängt an, die Tafel sauber zu wischen, die noch von der letzten Stunde beschriftet ist. »Wie bist du auf die Idee gekommen, den Club auszuprobieren? Eine Lücke in deinem Lebenslauf?«

Ich nicke; es scheint okay, ihm gegenüber ehrlich zu sein. »Mrs Antonova hat mir den Club empfohlen. Ich schreibe außerdem gern.«

»Was schreibst du?«

»Gedichte hauptsächlich. Die sind aber jetzt nicht gut oder so.«

Mr Strane sieht sich lächelnd zu mir um und schafft es irgendwie, zugleich freundlich und herablassend zu wirken. »Ich würde gern mal was von deinen Arbeiten lesen.«

Mir fällt auf, dass er von meinen »Arbeiten« spricht, als ob die Sachen, die ich schreibe, es wert wären, ernst genommen zu werden. »Gern«, sage ich. »Falls Sie das wirklich möchten.«

»Ja, unbedingt«, sagt er. »Sonst würde ich nicht danach fragen.«

Ich merke, wie ich rot anlaufe. Auf Komplimente reagiere ich in der Regel mit Selbstironie, das ist, meiner Mutter zufolge, meine schlimmste Angewohnheit. Ich muss lernen, Lob auch mal anzunehmen. Alles eine Frage des Selbstvertrauens, sagt sie, oder eines entsprechenden Defizits.

Mr Strane legt den Tafelschwamm auf die Kreideablage und sieht mich durch den Raum hinweg an. Er steckt die Hände in die Hosentaschen und mustert mich eingehend.

»Das ist ein nettes Kleid«, sagt er. »Dein Stil gefällt mir.«

Ich bedanke mich scheu, eher reflexhaft, aus anerzogener Höflichkeit, und blicke an meinem Kleid hinunter. Es ist aus jäger-